Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 2. April | 1921 / Nr. 76.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton E. Stevenson.

23. Fortsetzung. Nachdruck verboten

„Ich glaube nicht. Der Coroner wird morgen seine Verhandlungen abhalten. Er hat sie so lange hinausgeschoben in der Hoffnung, daß sich neue Anhaltspunkte für die Aufklärung ergeben möchten."

„Und es haben sich keine ergeben?"

„Ich habe nichts davon gehört."

„Sie wissen auch nicht, wer der Fremde war?"

„Doch, das haben wir herausgefunden. Es war ein heruntergekommener Bursche namens Drouet."

„Ein Franzose?"

„Jawohl. Er lebte in Paris, in einer Dachmansarde der Rue de la Huchette."

Armand hatte mich nicht aus den Augen gelassen. Aber jetzt ließ er den Blick sinken, und es schien mir, als atme er tief auf, wie wenn er von einer Last erlöst würde. Unbestimmt formte sich in meinen Gedanken ein schwacher Verdacht, daß Armand vielleicht mehr von der Geschichte wisse, als er bis jetzt zugegeben hatte.

„Sie waren doch nicht etwa zufällig mit ihm bekannt?" fragte ich unvermittelt.

„Nein, ich glaube nicht. Aber eines verstehe ich nicht, Herr Lester, und Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich etwas indiskret frage. Aber ich verstehe nicht, was dieser Drouet, wie Sie ihn nannten, in dem Hause von Herrn Vantine zu schaffen hatte."

„Er versuchte, in den Besitz der Briefe zu gelangen," sagte ich.

„So!" sagte Armand und nickte mit dem Kopfe. „Und bei dem Versuche, diese Briefe zu erlangen, wurde er getötet?"

„Jawohl, aber was niemand von uns versteht, Herr Armand ist, wie er getötet worden ist. Wer oder was hat ihn getötet? Wie wurde ihm das Gift beigebracht? Können Sie mir das erklären?"

Er saß einen Augenblick schweigend da und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Es ist ein hübsches, ein äußerst interessantes Problem," sagte er. „Ich werde darüber nachdenken, Herr Lester. Vielleicht werde ich in der Lage sein, eine Vermutung darüber zu äußern. Ich weiß es nicht. Aber jedenfalls werde ich Sie Mittwoch wiedersehen. Wenn es Ihnen angenehm ist, können wir im Hause von Herrn Vantine uns treffen und die Schränkchen austauschen."

„Um wieviel Uhr?"

„Das kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Der Transport vom Schiff kann sich verzögern. Vielleicht ist es das Beste, wenn ich Sie anrufe?"

„Ganz recht," stimmte ich bei.

„Erlauben Sie mir nun, mich noch einmal zu entschuldigen, daß uns ein solcher Fehler passiert ist. Wir sind bemüht, alles tadellos zu besorgen. Aber auch wir leiden bisweilen unter der Nachlässigkeit von Angestellten. Ich bin tief bekümmert, daß ich diese Entschuldigung nicht mehr bei Herrn Vantine persönlich habe vorbringen können. Also auf Wiedersehen am Mittwoch, Herr Lester!"

„Auf Wiedersehen," sagte ich und sah der aufrechten, vollendet gekleideten Gestalt nach, bis sie in der Türe verschwand. Ein bezaubernder Mensch, sagte ich bei mir, als ich zu meinem Schreibtisch zurückkehrte, ich möchte ihn wohl näher kennen lernen. Er hatte eine Schwäche für Geheimnisse, die ich voll zu würdigen verstand; und ich lächelte, als ich mich daran erinnerte, mit welch brennendem Interesse er meinem Bericht von dem Doppeldrama gefolgt war. Wie nahe lang sein Bekenntnis, daß er einen großen Detektiv oder einen großen — Verbrecher abgegeben haben würde, und nun war er nur ein Kuriositätenhändler. Den gleichen Gedanken hatte ich schon mehr als einmal selbst gehabt, und nun war ich doch bloß ein nicht allzusehr vom Glück und Erfolg begünstigter Anwalt geworden! Ja, Armand und ich hatten mancherlei Berührungspunkte!

Achtzehntes Kapitel.

Die Verhandlung des Coroners fand am nächsten Tage statt, und meine Annahme erwies sich als richtig. Die Polizei hatte nichts Neues von Bedeutung entdeckt, nichts, das irgend ein Licht auf die Art und Weise geworfen hätte, wie Drouet und Philipp Vantine den Tod gefunden hatten. Jeder der Zeugen sagte in der Weise aus, wie ich es hier schon berichtet habe, und es war klar, daß der Gerichtshof keinen Ausweg aus den offenbar hoffnungslos verwickelten Tatsachen vor sich sah.

Zu meiner Erleichterung wurde Drouets Identität ohne Unterstützung meinerseits festgestellt. Das Gepäck, das er am Hafen zurückgelassen hatte, war auf Geheiß der Polizei geöffnet und darin eine Visitenkartentasche mit seiner Adresse entdeckt worden. Warum er für Vantine eine Karte abgegeben, die nicht ihm gehörte, und was er von Vantine gewollt hatte, das waren Einzelheiten, für die die Polizei keine Erklärung bieten konnte, und die aufzuklären ich mich nicht berufen fühlte, da ich ja das Geheimnis, das seinen Tod umgab, auch nicht hatte lüften können.

Einen heiteren Zwischenfall bei der Verhandlung bildete der Versuch Goldbergs, der offenbar auf Veranlassung Gradys zurückzuführen war, Godfrey in die Enge zu treiben.

„Am Morgen nach dem Drama," begann Goldberg liebenswürdig, „veröffentlichten Sie im „Recorde" eine Photographie, von der Sie behaupteten, sie stelle die Besucherin Vantines vor, die, wie anzunehmen ist, die letzte Person war, die ihn lebend gesehen hat. Wo haben Sie diese Photographie her?"

„Es war eine Kopie der Photographie, die Drouet in seiner Uhr bei sich hatte," antwortete Godfrey.

„Seit die er Veröffentlichung," fuhr Goldberg fort, „haben Sie diese Seite des Falles nicht mehr berührt. Ich nehme an, daß Sie eingesehen haben, daß Sie sich irrten?"

„Im Gegenteil, ich habe bewiesen, daß meine Behauptung richtig war."

Goldberg errötete, und der Blick, den er Godfrey zuwarf, war nicht gerade freundlich.

„Beweisen ist doch ein wenig bestimmt ausgedrückt!" bemerkte er ironisch.

„Es ist der richtige Ausdruck."

„Welche Beziehung bestand zwischen der Frau und Drouet?"

„Sie war seine Geliebte gewesen."

„Sie drücken sich wieder sehr bestimmt aus," sagte Goldberg und verzog seinen Mund von neuem. „Schließlich ist es ja doch nur eine Vermutung, nicht?"

„Ich habe Grund, mich bestimmt auszudrücken," erwiderte Godfrey in ruhigem Tone, „weil die Frau dies in meiner Gegenwart eingestanden hat."

Wiederum überflog eine Röte das Gesicht Goldbergs.

„Ich nehme an, daß sie auch gestanden hat, daß sie wirklich die Person war, die bei Herrn Vantine vorgesprochen hat?" höhnte er.

„Sie hat nicht allein das gestanden," sagte Godfrey, noch einen Ton ruhiger, „sondern sie erzählte auch mit allen Einzelheiten, was sich während dieses Besuchs ereignet hat."

„Das Gedächtnis ist Ihnen wohl allein gemacht worden?" fragte Goldberg nun in entschieden beleidigendem Tone.

Godfrey erröte leichten bei dieser Frage, aber es gelang ihm, seine Selbstbeherrschung zu bewahren.

„Keineswegs," antwortete er. „Anwesend war außer mir Herr Lester und ein anderer hochangesehener Anwalt, dessen Namen ich nicht bezugt bin, hier zu nennen."

Goldberg schnappte, als hätte er eine Ohrfeige erhalten. Auf jeden Fall hatte er das Gefühl, daß er sie wirklich erhalten.

„Diese Frau ist hier in New York?" fragte er.

„Ich glaube ja."

„Ihr Name und ihre Adresse?"

„Ich ich nicht bezugt, zu verraten."

Goldberg blitzte ihn an.

„Sie werden schon auf meine Frage antworten," donnerte er, „oder ich belange Sie wegen ungebührlichen Benehmens vor dem Gerichtshofe."

Godfrey hatte sich wieder völlig gefaßt.

„Bitte," sagte er lächelnd. „Ich habe nicht das geringste dagegen einzuwenden. Aber an Ihrer Stelle würde ich mir das noch überlegen. Herr Lester wird mir bezeugen, daß die genannte Frau in keinerlei Beziehung zu dem Tode Drouets oder Vantines stand."

Goldberg überlegte. Er war sich der Gefahr bewußt, die im Versuche lag, ein so einflußreiches Blatt wie den „Recorde" zu bestrafen. Und so entschloß er sich endlich, Godfrey seine Aussage als mildernden Umstand für seine Weigerung, zu antworten, anzurechnen.

„Das ist nur eine einzige der verschiedenen Einzelheiten, die dem Kommissar Grady entgangen sind," setzte Godfrey freundlich lächelnd hinzu.

„Es genügt," fiel Goldberg ein, und Godfrey verließ die Zeugenbank.

Ich wurde aufgerufen, um die Richtigkeit seiner Aussagen zu erhärten. Natürlich weigerte auch ich mich, den Namen der Frau anzugeben, indem ich Goldberg erklärte, ich hätte ihn beruflich erfahren; ich erklärte, ich sei überzeugt davon, daß sie sich nichts Verbrecherisches habe zuschulden kommen lassen, und verscherte, daß durch Nennung ihres Namens eine völlig Unschuldige in große Verlegenheit kommen würde. Nachdem ich diese Erklärung abgegeben hatte, war der Coroner gezwungen, sich den Anschein zu geben, als ob er befriedigt sei.

Grady trat nicht auf, er war nicht einmal bei der Verhandlung anwesend. Er hatte von Anfang an vermieden, seinen Namen in der Oeffentlichkeit mit dem Fall in Verbindung bringen zu lassen; und ich hatte vermutet, daß er keine Lust hatte, mit einem Geheimnis in einem Atem sich nennen zu lassen, das keine Aussicht auf Lösung bot und bei dem, wie es schien, keine Lorbeeren zu ernten waren. Der Fall war in Simmonds Hand gelegt worden. Er vertrat die Polizei bei den Verhandlung und gestand offen, daß man völlig im Dunkeln tappe. Er hatte im Vantinschen Haus eine sorgfältige Untersuchung vorgenommen, insoweit, wie er aussagte, das Zimmer, in dem die Leichen gefunden worden waren, durchsucht, und hatte nicht das geringste entdeckt, das für die Lösung des Rätsels irgend einen Anhalt ergeben hätte. Das Verbrechen hatte etwas Teuflisches an sich, etwas geradezu Uebernatürliches. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben und arbeitete immer noch an der Sache, aber er neigte der Anschauung zu, daß, wenn das Geheimnis je aufgedeckt würde, dies durch irgend einen glücklichen Zufall oder durch das Bekenntnis eines Schuldigen erfolgen würde.

Goldberg war in Sorgen; dies zeigte sich schon an der nervösen Art, wie er an seinem Schnurrbart kaute. Aber er hatte sich die Sache auch kein bißchen klarer zurechtgelegt, als die Polizei. Es war kein Fünkchen Beweismaterial vorhanden, um das Verbrechen auf irgend eine Weise zu erklären. Und das Ende der Verhandlung ergab die Entscheidung der Geschworenen, daß Philipp Vantine und Georges Drouet den Wirkungen eines Giftes erlegen seien, das ihnen von einer oder von mehreren unbekannten Personen beigebracht worden sei.

Godfrey erwartete mich an der Türe, als ich den Saal verließ, und wir gingen zusammen hinaus.

„Ich habe mich gefreut, Simmonds gestehen zu hören, daß die Polizei gescheitert ist," sagte er. „Natürlich versucht sich Grady jetzt zu drücken, damit er jemand anderem die Schuld an dem Mißlingen der Untersuchung zuschieben kann — aber ich werde schon dafür sorgen, daß ihm das nicht gelingt. Jedenfalls werde ich aber auch dafür sorgen, daß Simmonds dabei nicht hereinfällt — er ist ja kein alter Freund von mir."

„Ja," sagte ich, „ich weiß es. Aber wir alle sind aufgeflogen nicht?"

„Vorläufig ja," erwiderte Godfrey lächelnd. „Aber du glaubst doch nicht etwa, daß wir nicht wieder auf festen Boden kommen, oder?"

„Seitdem meine Theorie über das Schränkchen in Scherben gegangen ist," sagte ich, „habe ich die Hoffnung aufgegeben. Ich werde, nebenbei gesagt, das Möbel morgen seinem Besitzer zurückgeben."

Fortsetzung folgt.

Der Wunnerspichel.

Von
Liesbeth Dill.

(Nachdruck verboten.)

Die Verwandtschaft aus Rohrbach war angekommen, mitten in den großen Frühjahrsputz der Frau Sekretär hinein, Vetter Thierech mit „seine drei Buwe", die ihn alle an Körpergröße überragten, und die „tante". Sie kamen immer mindestens zu Fünfen, immer unangemeldet und meist zum Mittagessen; auf jeden Fall kamen sie dann, wenn's einem nicht paßte. Da sie auf der Reise nur die ältesten Kleider anlegten und die Buwe ihre blauen Leinenkittel und roten Halstücher, so konnte man mit ihnen auch keinen Staat machen.

Also die Frau Sekretär richtete in aller Eile den Kaffeetisch in der frisch aufgewaschenen Stubb, derweil sich der Herr Sekretär bemühte, die Verwandten zu unterhalten. Zwischen ihm und dieser ländlichen Verwandtschaft seiner Frau bestand eine tiefe Kluft. Die Rohrbacher waren nämlich Lothringer und die anderen Prussiens . . . Es gab also gewisse Themen, die man am besten von vornherein von der Tagesordnung strich . . . Aber die Verwandtschaft bestand nun einmal. Die Rohrbacher kamen nie, ohne mit vielen attendez voir umständlich aus dem Sack verknitterte Aktenstücke oder ein Schreiben zu graben, das ihnen der Vetter entziffern mußte; denn was einem die Behörden da drüne jetzt alles schrieben, konnten sie beim besten Willen nicht lesen. Die Rohrbacher sprachen zwar Deutsch, aber das hatte wenig mit der Sprache zu tun, derer sich die Behörden bedienten, und daher kam es, daß sie sich nicht verstanden: die Lothringer die Behörden nicht, und diese nicht die Lothringer. Diese Schreiben handelten meist von Befehlen des Landrats, Ausmauerung des Misthaufens oder Zuschließung eines verseuchten Brunnens oder von einem Prozeß, mit dem Nachbar um ein Ackerstück, das schon vom Großvater her bestand, oder von einem Streit mit einem habgierigen Maurermeister, der macht uns noch bezahle", und die Rohrbacher bezahlten nur, was sie mußten . . .

In ihren Deckelkörbchen befand sich stets ein Mitbringsel, eine hausschachtene Wurst, die nach Knoblauch schmeckte, ein Stück Schinken, je nach Größe des zu erwartenden Dienstes, ein paar dicke, feuchtgelegte Eier von der grand mère, die zwar unterwegs gebutzt waren und ihre Feuchtigkeit in die roten Taschentücher ergossen hatten, und Aepfel für die „Kenn". Die Unterhaltung während des Kaffees drehte sich auch heute um die miserable Weizenernte, den sauren Wein, die faulen Krumbieren und die hohen Steuern. Sie hatten immer schlechte Ernten, die Rohrbacher; das lag so in der Familie.

Es war eine zähe Bauernrasse, die immer auf derselben Ferme gleich links am Dorfeingang gelebt, immer denselben schweren Lehmlettenboden beackert hatte und in demselben Fachwerkhaus mit den kleinen Fenstern geboren und gestorben war. Die Ställe waren niedrig, die Misthaufen vor der Tür sehr hoch, und wenn die grand mère melkte, sah man am besten nicht zu . . . In dem weißen Käs, den sie mitbrachten, fand man immer Fliegen, und an der Farbe des Haares, das man daraus hervorzog, wußte man, wer den Käs gemacht. Die blonde Nichte, die „tante", „das Lumis", das schon besprenkelt war, oder die weiße grand mère . . .

Heut hat die Rohrbacher aber etwas ganz besonderes Wichtiges hergeführt. Im Dorf wohnt nämlich ein Wunnerdoktor, weithin berühmt wegen seiner wunderbaren Kuren, die er an Mensch und Tier mit demselben Erfolge ausführt. Aber er geht nie aus seinem kleinen Haus heraus; seine Klienten müssen zu ihm kommen, und die das nicht können, müssen einen Pusch Haar schicken oder sonstige menschliche Merkzeichen. Dann prüft er diese und verschreibt seine heilsamen Salben und Tränkchen und bespricht die kranken Tiere, daß sie wieder fressen und gedeihen.

Den Rohrbachern also ist das Pferd verhext. Es fraß nit mehr, stand im Stall und ließ den Kopp hängen. Sie hatten schon alles mit ihm probiert. Nun soll der Wunnerdoktor helfen. Das Pferd ist das Wichtigste auf der ganzen Ferme, ein fester Apfelschimmel mit dicken, zottigen Beinen, schwere belgische Rasse, wie man sie für den zähen Lehmboden dort braucht. Sie haben es erst ein Jahr. Sonntags fährt es sie zur Kirch; dann trägt es in seinen Haarzotteln klingelndes Messinggehäng; es geht vor dem Pflug und vor dem Char-à-banc, fährt das Gemüse zur Stadt, den salade und die Eier, und wenn es krepieren würde, die Tante schlägt das Kreuz, das wäre ich immer, als wenn man jemand aus der Verwandtschaft verdiere.

Und nun war es behext . . . Sicher ein Racheakt dieses niederträchtigen Nachbars.

Der jüngste Rohrbacher Neffe ist auch mitgekommen, der pfiffigste Schanz. Er ist zwar von dem Herrn Sekretär in Bann getan wegen einer maurais affaire, bei der er sich hat erwischen lassen . . . Er hat sich nämlich beim Abwiegen eines Heuwagens mit in eigener Person hinterdrauf gestellt und sich mitwiegen lassen . . . Das hat der Käufer gemerkt, hat ein großes Geschrei erhoben, die Polizei ist gekommen, und der Schanz ist abgeführt worden. Seitdem hat der Herr Sekretär nichts mehr von ihm wissen wollen; aber bei einem verhexten Pferd treten Geschäftsangelegenheiten zurück.

Während der Kaffeestunde hat sich der Herr Sekretär schon einigemal unruhig in der Stuub umgeschaut; er ist empfindlich gegen Gerüche. Was zum Deiwel stank da so niederträchtig? Auch seine Frau hatte es schon gemerkt; aber es war ein ganz aschenhafter Duft, und er war mit den Rohrbachern hereingekommen. Ach so, meinte die Tante und hielte ihr Taschentrouen, das sie auf ihrem Schoß wie ein Heiligtum behielte . . . Und da lag woanauf das dicke Pockenmuttere, das assorot für die Rindvagrt in das Sackach eingeschlickt und darunter . . . die Perdäppel für den Wunnerdoktor . . . Denn sie hatten doch nicht das ganze Pferd mitbringen können. Endlich machten sie sich auf und gingen . . .

Eine Woche später traf der Sekretär, der in Metz dienstlich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210402027/fragment/page=0001

zu tun hatte, auf dem Wochenmarkt den fuchsigen Schang mit seinem Apfelschimmel, der kräftig den schweren Gemüsewagen zog ... Das Pferd war gesund; es war von dem Wunnerdoktor geheilt; es fraß wieder ...

Einen Tag vor Weihnachten, grad mitten in die Backerei, kamen die Rohrbacher wieder an. Das Luwis, die „tante" und die grand' mère. Da die Bescherung schon im Zallong aufgebaut war, nötigte man sie in die Stubb. Dort war alles untergebracht, der Kanarienvochel, die Nähmaschin, das Schokolelperd und der Kaffeetisch. Die mehlbestaubte Frau Sekretär tat die Backschürze ab und rief ihren Mann herbei; denn was die Rohrbacher diesmal hergeführt, war eine mysteriöse Sache ... Seit sie mit dem Nachbar den Streit um das Ackerstück hatten, war dieser drauf aus, ihnen einen Tort anzutun; er hatte die ganze Nachbarschaft gegen sie aufgehetzt, und so fanden sie jeden Morgen an ihrer Haustür mit Kreide einen abscheulichen Spruch geschrieben, der sich gar nicht wiedergeben läßt, und auf der Schwelle begrüßte sie noch etwas Schlimmeres ... Sie hatten schon Wachen aufgestellt; aber es half nichts. Jeden Morgen stand es wieder an ihrer Tür, und es konnte sie von dieser Riamasch nur der Wunnerdoktor befreien. Der hatte nämlich einen Wunnerspichel über der Kommod, wo er die Tränkchen brante, und wenn er den besprach, dann erschien das Gesicht des Betreffenden darin, der die Deuselei begangen hatte.

Der Herr Sekretär legte sich auf das Kanapee zurück und lachte schallend. So etwas glaubten sie wirklich!

Jawohl; denn eine alte Frau aus Rohrbach par exemple war immer bestohlen worden und hatte nicht herausfriegen können, von wem. Da war sie zum Wunnerdoktor gefahren; der hatte den Spichel besprochen, und da war in diesem plötzlich das Gesicht ihres Schwiegersohnes erschienen, figur toi, je ne mens pas. So wahr sie da hucken, war es geschehen, und sie wollten auch hin. Sie schüttelten ihre steifen Tuchröcke, rückten ihre hochstrebenden Kapothüte — Formen, die es nur in Rohrbach gab — gerade und gingen.

Mittlerweile hatte sich die Sache von dem wunderbaren Spiegel in Rohrbach herumgesprochen. Die Kärch war aus; die Rohrbacher standen in Gruppen auf dem Kirchplatz; die Frauen tuschelten erregt zusammen, und jeder schaute mit schiefem Blick den Nachbar an. Und wer etwas mit einem anderen hatte, wünschte von Herzen, daß dessen Gesicht in dem Wunderspiegel erscheinen möge, auf daß er recht blamiert sei. — —

Die Welt war ja so schlecht, und der Herr Curee hatte eben noch von der Kanzel gedonnert, daß die Rohrbacher sich schäme sollten, daß so etwas in ihrem friedlichen Dorf geschähe. Daß sich die Leute vertragen sollten, statt sich solche Schandsprüche ans Haus zu malen und noch schlimmeres vor die Haustüre hinzusetzen ... Es war mäuschenstill in der Kirche geworden, und alle schauten vor sich hin ... ganz tief unter sich. Der Herr Curee wußte nicht, weshalb heute die zwei Plätze in der ersten Bank frei waren; aber die Rohrbacher wußten es, und sie warteten alle mit Spannung auf den Ausgang der geheimnisvollen Fahrt vom Luwis und der grand' mère ...

Es entstand tiefes Schweigen, als die Rohrbacher von der Ferme aus der Kirchentür traten. Sie sahen finster und entschlossen drein, hatten ihre Hände im Sack stecken und schritten breitbeinig daher ... Heut würd es sich zeigen; der Wunnerdoktor kriekt's raus ...

Indessen saßen die Frauen, die Henkelkörbchen auf dem Schoß, die Regenschirme zwischen den Beinen, im Sprechzimmer des Wunnerdoktors und berichteten — alle drei zu gleicher Zeit — ihren Kummer. Er sollte den Spiegel besprechen, damit das Gesicht des Betreffenden darin erscheine, der ihnen dieses angetan.

„Mei lieb Madamm," sagte der Wunnerdoktor und schüttelte den weißhaarigen Kopf, „ich kann zwar Minsche heile und Euer Ochse und Perd, awer was Ihr da meine, is nit Mei Spichel, das is e ganz gewehnlicher Zohrmarktsspichel; den han ich ersicht acht Dag; der anner is kaputt." Die Nachricht brachte große Enttäuschung auf der Ferme; man hatte die Reis umsonst gemacht, und der Herr Curee hatte das Dorf umsonst alarmiert. Aber, o Wunder ... am andern Morgen war die Haustür leer ... Es stand kein Spruch darauf, und auch sonst war keine Ueberraschung mehr zu sehen. Der Wunnerspichel hatte, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt gewirkt; denn in einem Wunnerspichel zu erscheinen, muß nicht angenehm sein ... Seitdem herrschte wieder Frieden in Rohrbach.

Sonderbare Geschichten.

Nacherzählt von

Hermann Ginzel.

(Nachdruck verboten.)

Im ragenden Gewölbe saßen um den großen, runden Tisch der Maler, die Komödianten und Chronisten. Kerzenschein flackerte. Warf schemenhafte Schatten auf die Gesichter. Den Raum durchzog weißblaues Rauchgekringel. Zartes Bibrieren lag in der Luft. Rotes Geglüh von Tulpen quoll aus weißer Vase und leiser, betäubender Duft umwitterte die Köpfe. Es mochte um Mitternacht gewesen sein. Die Unterhaltung war an einem Ruhepunkt angelangt. Doch nur für kurze Zeit, dann flammte sie noch einmal auf. Der muntere Maler kam auf okkulte Wissenschaften und übersinnliche Geschehnisse zu sprechen. Da platzten die Meinungen aufeinander. Der Maler bat um Ruhe. Man horchte auf und er erzählte ein Erlebnis eines seiner Freunde.

„Bernhard war seinerzeit Pfarrer in H. Eines Abends, als er gerade seine Lektüre beendet hatte und sich zu Bette begeben wollte, klopfte es, und eine Frau trat ins Zimmer, eine einfache, biedere Mutter, sonntäglich gekleidet, mit schwarzer Spitzenschürze und weißem Halstuch. Die Alte bat meinen Freund eindringlich, er möge doch schnellstens die Sterbesakramente einpacken und ihr folgen. Weiter sagte sie kein Wort. Mein Freund warf sich den Mantel um und ging der Frau nach. Draußen war es sternklar. Die Beiden gingen durch viele Gassen der Altstadt, kreuz und quer, bis die Alte vor einem einstöckigen Hause stehen blieb. Sie schloß die Türe auf. In den Hausflur fiel Mondlicht und erhellte die knarrende Holztreppe. Die Frau ging voran. Oben durchschritten sie mehrere unbewohnte Zimmer, in denen Gerümpel lag und ein muffiger Geruch von Staub und alten Sachen die Luft erfüllte. Dann traten sie in eine kleine, mondhelle Giebelstube ein. Sie war dürftig, fast kümmerlich eingerichtet. Ein Bett, ein Tisch, darauf eine Geige und mehrere Bücher lagen, zwei Stühle und in der Ecke ein kleiner, eiserner Ofen; daneben ein verschlossener Reisekorb. Das war die ganze Herrlichkeit. Die andere Wandseite lag im Dunkel. Ein Bild schien dort zu hängen.

In dem niederen Bett stöhnte leise ein Kranker. Die Alte bat meinen Freund, er möge nun ihren Sohn mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Sie stellte sich ans Fußende des Bettes und blickte den Kranken an. Da ward er zusehends ruhiger und ein selig verklärter Blick trat in seine bis dahin schmerzerfüllten Züge.

Die Zeremonien waren bald erledigt; ein Gebet beschloß sie, und es dauerte nicht lange, da hatte der Sterbende seinen letzten Hauch getan. Mein Freund, der bisher keinerlei Fragen an die Frau gerichtet hatte, wandte sich um und wollte nun einige Einzelheiten über den Verstorbenen erfahren. — Da war die Alte verschwunden. — Unwillkürlich schrak Bernhard zusammen. Doch er war der Meinung, sie sei nur hinausgegangen und müsse gleich wiederkommen. Aber die Zeit verging, nichts regte sich. Im Zimmer war Grabesstille. Mein Freund rief die Alte; — vergebens. Er ging durch die einzelnen Kammern auf den Korridor zurück, rief wiederum; — vergebens. Bernhard eilte nochmals ins Sterbezimmer. Der Mond schien voll in die Kammer. Als mein Freund eintrat, fiel sein Blick auf ein nicht allzu großes Bild an der kaltweißen Wand. Es war das Bild jener Frau, die ihn hierher geführt hatte. Auf dem runzeligen Gesicht, auf der Spitzenschürze und dem Halstuch lag greller Mondglanz. Der Pfarrer wartete über eine Stunde. Die Alte kam nicht.

Der Tote ruhte indessen friedlich auf dem ärmlichen Lager. Bernhard ging nun ins Erdgeschoß. Irgendwo mußte er doch etwas über den Toten und seine Mutter erfahren können. In den unteren Räumen wohnte ein älterer Arbeiter, der den Geistlichen eintreten hieß. Mein Freund fragte sofort nach den Leuten, die oben wohnen. Da sei nur ein armer, augenblicklich schwerkranker Geiger, wurde ihm bedeutet. Der Mann erzählte, daß er dem Kranken früh und abends Tee koche; am Tage könne er sich leider nicht um ihn kümmern, da er auswärts zu arbeiten habe. Der Kranke liege bereits seit drei Wochen. Ab und zu komme der Armenarzt. Wenn der Herr Pfarrer wolle, könne er ja jetzt einmal mit heraufgehen.

Mein Freund bedeutete dem Manne, daß der stille Gast da oben nichts mehr brauche. Er sei vorhin, nach Empfang der Sakramente, gestorben.

Dem Alten rann eine heimliche Träne über die rauhe Backe. „Der arme Schluder," meinte er, „so lange hat er sich nun schon mit dem Tode herumgequält. Er erzählte mir oft von seiner toten Mutter und sagte immer, sie müsse erst kommen und ihn rufen, eher könne er nicht sterben. In seiner Familie sei es schon oft so gewesen: die Mutter müsse erst kommen, dann sei das Sterben leicht. Nun hat es ihn doch erwischt. Wenn ihm auch die Mutter nicht zugerufen hat, so doch ihr Bild, das an der Wand hängt." —

Mein Freund schüttelte den Kopf und verabschiedete sich eilig. Er kam noch in der gleichen Nacht in meine Wohnung und erzählte mir, auf dem Beitrand sitzend, den Vorfall." — Damit beendete der Maler seinen Bericht.

Wir blickten uns in der Runde erstaunt, fragend und zweifelnd an. „Sonderbar," äußerte einer, „jedenfalls aber durchaus möglich. Es gibt zweifelsohne Geschehnisse, übersinnlicher Art, die wir uns nicht erklären können. Es werden seltene Fälle sein, aber es liegt durchaus kein Grund vor, sie rundweg abzustreiten. Es gibt im Kosmos ein Gebiet, das uns vielleicht immer verschlossen sein wird. Und dies ist gut so. Schwache Gemüter können an diesen Fragen zugrunde gehen, wenn sie versuchen, den Schleier zu lüften." —

Die Unterhaltung über das interessante Gebiet nahm weiter ihren Lauf. „Ich kann Euch noch einen Fall aus meinem persönlichen Erleben mitteilen, der ebenfalls höchst merkwürdig ist," fuhr der Maler fort. „Mein Onkel besaß ein kleines Haus außerhalb der Stadt; es war ein ziemlich baufälliges altes Gebäude. Der Onkel verlebte viele Abende in unserer Familie. Wir musizierten meistens, oder spielten Schach. Manchmal, wenn es spät wurde, blieb er auch über Nacht bei uns. Aber eines abends wollte er, die Uhr hatte schon eins geschlagen, unbedingt nach Hause gehen. Er ließ sich nicht von uns bewegen, doch lieber dazubleiben. Er zog sich also an, und mein Vater und ich begleiteten ihn. Dicht vor seinem Hause blieben wir plötzlich stehen, da wir Licht im Schlafzimmer bemerkten. Im Hause selbst wohnte sonst kein Mensch, auch kein Dienstbote. Da der Onkel kein Geld und keine Wertsachen im Hause aufbewahrte, wurde er ruhig und kehrte mit uns um. Am anderen Morgen gingen wir sehr zeitig in die Wohnung des Onkels. Das Schlafzimmer bot einen schrecklichen Anblick. Kasten und Schubladen waren zwar nicht erbrochen, aber das Bett ein einziger Schutthaufen. Gerade über dem Bett war in der Zimmerdecke ein breites Loch. Ein Balken war durchgebrochen. Die elektrische Leitung und die Ampel lagen ebenfalls zerfetzt am Boden. Daß unser Schred kein geringer war, werdet Ihr Euch wohl vorstellen können."

Wiederum höchstes Staunen im Kreise. Man debattierte über Halluzinationen und ähnliche Fragen. Schließlich war man sich darin einig, daß an übersinnlichen Geschehnissen in unserer realen Welt nicht zu zweifeln sei.

Frühling.

Von

Wilhelm Breves.

(Nachdruck verboten.)

Aus einem grauen Tag wuchsen die Farben. Es stieg ein Lied herauf, das flatterte mit weichem Schlag zwischen den Heden, und wo ein Ton erklang, kam ein Licht, grün golden, rot und weiß, und kein Duft schmolz stumm durch den Garten und lag auf den Marmorstufen und strich kosend um den Fuß einer Frau, die langsam die dunklen Augen öffnete, um die Farben an den Heden zu trinken, die ersten Farben. Und ihr Haar war mattgold und ihre Züge wurden jung nach dem langen Winter, jung wie die Hände, die über den Teppich von Krokus streichen, so unendlich weich.

Ein Flügelschlag ging wie ein Schatten über die tausend Knospen der Rhododendronbüsche, ein weißer Taubenschlag, der auf der Estrade im Sonnenlicht rastete.

Ein Buchfink schlug in den Heden. Ungleichmäßig närrisch war der Schlag unter dem gelben Rieselbad der Forzitien, und der kleine Körper des Tierchens saß darunter in einem schieferblauen und braunen Flechten.

Wir — wir — wir wollen leben, schrie der Grünling, und das Starenpaar, das mit seinem metallischen Kleid aus dem Kasten stieg, füllte die Luft mit einem Hähergeschrei.

Und ein Pfirsichbaum stand am Haus und schmückte mit zwei Farbenaugen die kühlen Akanthusblätter der Marmorsäule.

Und ein Apfelbaum, der mit einem rosaroten Hauch durch grüne Augenlieder lugte, spannte seine tausendfältigen Aeste aus, durch die das Aprillicht wie Pfeile schoß und auf hellgrünen Blättern einer Zimmerlinde hinter den glänzenden Scheiben nachzitterte.

Der Grünling rief: Wir — wir — — und das Surren einer Königin im Bienenschwarm fuhr dazwischen, und im Quitindorn flammte ein Geleucht von einer Welt blutroter Sonnen.

Hinter den Heden. — Noch halten die Büsche die Finger gespreizt und lassen den Augen den Blick in die seltsam fremde farbenreiche Welt, wo aus tahlen Büchen, die der März noch nicht erweckt, die braunen Basaltfüße eines weißen Tempelchens traten, wo Blaumeisen im halbermachten Geäst des Spitzahorns ihr Spiel treiben.

Frühlingsspiel. Ein schmaler, weißer Frühlingsglanz liegt über den Bäumen des Weges, der durch Wiesen, an blaßgrünen Lärchen vorbei, in das schweigende Dunkel des Kiefernforstes steigt.

Dort wohnt der Sturm, versteckt und überjährig, und wartet auf den einen Augenblick, um mit Jauchzen aus dem Dunkel heraus durch das Land zu fahren und den Bäumen das weiße Kleid zu rauben.

Doch an den leuchtenden Heden bricht sich die wilde Kraft. Dort wacht der Lenz — und der letzte Hauch des Sturmes gleitet über Krokus und Veilchen, und vor dem großen Blick der Steinsphinx zerflattert sein windiger Körper. —

Eine stolze Frau steht auf der Marmortreppe. Mattgold ist ihr Haar.

Durch schwarze Spitzen schimmert ihr weißes Frühlingskleid.

Nikotinhaltige Aphorismen.

Von

Karl J. Rettenbach.

Zigarre, Pfeifchen oder Zigarette bleibt des Rauchers treuester und oft einziger und letzter Freund.

•

Zeige mir deine Aschenschalen, und ich werde wissen, wen du zu Gast hattest.

•

Schlechten Menschen und Zigarren soll man von weitem aus dem Wege gehen; — auch die schiefgewickelten sind zu meiden.

•

Blaue Tabakwolken mit Sonnenstrahlen machen den einsamen Raucher zum glücklichen Träumer.

•

Das gewohnte Pfeifchen aus Not entbehren zu müssen, ist das bitterste Leid eines einsamen alten Mannes.

•

Tabakrauch räuchert die Sorgen weg.

•

Vom Duft eines feinen Tabakes haben die Nebensitzenden mehr Genuß als der Raucher selbst.

•

Beurteile den Menschen nicht nach dem Tabakgeruch; — auch der beste Mensch kann einmal eine schlechte Zigarre erwischen.

•

Der Verzweifelnde erraucht sich gar oft Besonnenheit und Ruhe.

•

Wer sich vor dem Nikotin fürchtet, darf nicht rauchen, und wer sich vor dem Sterben fürchtet, darf nicht leben.

•

Die Tantalusqualen des Rauchers sind: Die Dose voll Zigarettentabak ohne Blättchen Zigarettenpapier, die Zigarre ohne Zug, die verstopfte Pfeife und das vergebliche Schnorren um Feuer.

(Aus Philipp Reclams „Universum".)

Nachruf für Prof. Dr. R. Pöch.

In Innsbruck starb der Wiener Professor für Anthropologie und Ethnologie Dr. med. et. phil. Rudolf Pöch, erst 50 Jahre alt, in der Vollkraft seines Wirkens. Seine Forschungsreisen, die er zum Teil aus eigenen Mitteln bestritt, haben ihn nach Afrika und der Südsee geführt. Wie kein anderer verstand er es mit einfühlender Wärme und Freundschaft das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Von besonderer Bedeutung sind seine Studien an Buschmännern und Australiern gewesen. Leider ist das Material von seinen Reisen erst zum Teil veröffentlicht. Er habilitierte sich in Wien und widmete seine ganze Kraft zunächst seiner Lehrtätigkeit als erster Vertreter der Anthropologie an der Wiener Universität, vor allem aber der Einrichtung und dem Ausbau des anthropologischen Instituts, für das er in kürzester Zeit eine mustergültige Sammlung, vielfach aus eigenen Mitteln, zusammenzubringen verstand. Während des Krieges begann er ein vorbildliches großzügiges Unternehmen mit den Mitteln der Wiener Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, nämlich Messungen und photographische Aufnahmen in den Kriegsgefangenenlagern Oesterreichs und Deutschlands. Mit eisernem Fleiß brachte er ein ungeheueres Material zusammen, das eine ganz einzigartige Quelle anthropologischer Forschung bleiben wird.

Für seine Persönlichkeit ist es charakteristisch, daß als 1898 durch Unvorsichtigkeit eines Laboratoriumsdieners bei Versuchen mit Pestkulturen in Wien sich dieser Diener und ein dabei beschäftigter Arzt infizierten. Pöch sich freiwillig zur Krankenpflege meldete, die Opfer betreute, und nachdem sie gestorben waren, einsargte. Nach der Quarantänezeit aber verließ er gesund und ohne Pose die Isolierbaracke. Diese Begebenheit kennzeichnet den ganzen Menschen: Güte und Treue, Bescheidenheit und Sachlichkeit. Wenn ein Mensch von solchen Eigenschaften dahingeht, so hinterläßt er eine moralische Lücke.

R. Thurnwald.

Literatur.

Das Gesetz über die Betriebsbilanz und die Betriebsgewinn- und -verlustrechnung vom 5. Febr. 1921. Nebst ausführlichen Erläuterung von Dr. Friedrich Goldschmit, Rechtsanwalt in München. — München 1921 C. H. Beck.

Lehrbuch der Rechenvorteile, Schnellrechnen und Rechenkunst. Mit zahlreichen Uebungsspielen. Von Ingenieur Dr. phil. J. Bonko. „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellung. Band 739. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1920.

Theosophie und Anthroposophie. Von Studienrat Dr. Dr. Wilhelm Bruhn. „Aus Natur- und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 775. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62, Fernruf 4529 u. 1630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210402027/fragment/page=0002